

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

25. Mittwoch, am 27. März 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Der Stern der Liebe, von J. H. Rauffe. Zeit, bei Schieferdecker, 1838.

Herr Rauffe, der als Verfasser der „Reisescenen aus zwei Welten“ vortheilhaft bekannt ist, tritt hier zum erstenmal in einem Roman in Briefform auf, der sich auf rein-erotischem Gebiete bewegt. Die Anlage desselben ist folgende: Juan, ein junger Maler, von Abstammung Spanier, der seine Knabenjahre im russischen Norden verlebt hat, dann durch mannigfache Schicksale im Süden umhergetrieben und endlich wieder in den Norden zurückgeführt worden ist, tritt in eine künstlerische Verbindung mit einem reichen Grafen von Düneburg, in dessen Gattin Gelinde er seine Jugendgespielin wieder erkennt. Diese lebt in höchst unglücklicher Ehe mit ihrem starren, gemüthlosen, hochfahrenden Gatten. In Juan's und Gelinden's verwandten Seelen entkeimt bald eine innige, immer tiefer wurzelnde Liebe, deren Durchführung durch alle Stadien, von der ersten spröden Zurückhaltung und Schüchternheit bis zur feurigsten Leidenschaft, den Hauptgegenstand des Romans bildet. Gelinde, die ihre Neigung offen eingestand und dem Geliebten manche Gunst gewährte, hat sich dennoch bisher schuldlos erhalten. Ihrer eigenen Schwäche aber endlich misstrauend und die stürmische Hestigkeit des Spaniers fürchtend, beschließt sie, lieber ihr Glück durch ewige Trennung zu endigen, als die Reinheit ihres Verhältnisses zu opfern. Juan hat sich dem strengen Dekret mit blutendem Herzen unterworfen und nimmt eben den letzten zärtlichen Abschied von Gelinden. Da tritt der beleidigte Gatte, dem ihr Verhältniß verrathen wurde, plötzlich in's Gemach und schwingt die rächende Waffe. Schon macht sich Juan zum Kampfe bereit, als der Einsturz des auf unterhöhltem Grunde ruhenden Gebäudes beide Nebenbuhler und Gelinden unter seinen Ruinen begräbt.

So einfach auch das Gerüst der Fabel an sich ist, so hat es doch der Verfasser mit einem so reichen Teppich von Bildern und Gedanken überkleidet, daß das Ganze einen interessanten und anmuthigen Eindruck macht.

Der Geist der Gräfenberger Wasserkur. Von J. H. Rauffe. Zeit, bei Schieferdecker. 1838.

Wenn wir dem Verfasser so eben auf dem glühenden

Gebiete der Erotik begegneten, so führt er uns jetzt in die feuchten Behausungen der Najade Hydropathie ein, welche ihr Hauptquartier auf dem Gräfenberg in den Sudeten aufgeschlagen hat. Hier war es, wo Herr Rauffe die Bekanntschaft jener modernen Divinität machte und sich der Verbreitung ihres Cultus zu weihen beschloß. Der Verfasser steht auf der äußersten Linken der Wasserfreunde; denn sowohl die ältere hippokratische, als die jüngere homöopathische Medicin müssen über die Klinge springen, um der gefeierten Hydropathie den vacanten Thron zu überlassen.

Können wir auch nach unserer Ueberzeugung eine solche monarchische und exclusive Herrschaft der Dame Hydropathie nicht zugeben, wie wir denn überhaupt kein Freund des Exklusiven und Despotischen weder in Kirche, noch Staat, noch Wissenschaft sind, so wollen wir doch den redlichen Eifer für Menschenwohl, welchen der honeste schreibende Verfasser an den Tag legt, gern anerkennen. Ein sorgfältiges Eingehen auf das Detail dieser therapeutischen diätetischen Materie würde hier offenbar zu weit führen und eine förmliche Abhandlung mit Abwägung der Gründe des Für und Wider erfordern.

Ernst v. Brunnow.

Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt, herausgegeben von Dr. Adolf Stahr. Mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß der ersten und zweiten Bearbeitung. Ein Supplement zu Goethe's Werken. Oldenburg, Druck und Verlag der Schulzischen Buchhandlung. 1838. 130 Seiten. 8.

Das Entstehen von Goethe's Iphigenie in ihrer ersten Gestalt fällt in die Jahre von 1775 bis 1779, wie solches aus einer Stelle in Goethe's Tages- und Jahreshäften und aus K. E. v. Knebel's Leben von Th. Mundt zu ersehen ist. Sie wurde bei Gelegenheit eines Liebhabertheaters und festlicher Tage gedichtet und aufgeführt. Daraus läßt sich das Daseyn von Handschriften des Stückes aus jener Zeit erklären. Goethe selbst scheint eine solche Abschrift nicht bewahrt zu haben. Die erste Nachricht von einer solchen gab Friedrich Jacobs in sei-

nen vermischten Schriften (Th. I. S. 62 und Th. VI. S. 429 bis 440). Diese Abschrift ist aus dem Nachlasse des Herzogs Ernst des Zweiten in die öffentliche Bibliothek zu Gotha gekommen. Ein gleiche, die mit der Gothaer aufs genaueste übereinstimmt, befindet sich in der Großherzoglichen Bibliothek zu Oldenburg, wohin sie wahrscheinlich von Hannover mit der von dem verstorbenen Herzog Peter Friedrich Ludwig im Jahre 1792 angekauften Bücherammlung des Hofraths Brandes gelangt seyn mag. Diese Handschrift nun ist es, nach welcher hier zum ersten Male ein getreuer Abdruck des Stücks erscheint. Ueber den Zweck dieses Abdrucks lassen wir Herrn Dr. Adolf Stahr reden. In der tiefgefaßten und gefällig geschriebenen Abhandlung desselben, welche die ersten fünfzig Seiten des vorliegenden Büchleins ausfüllt, heißt es unter andern hinsichtlich der Vergleichung doppelter Bearbeitungen eines und desselben dramatischen Werkes eines großen Dichters: „Hier ist es, wo wir den schaffenden Genius gleichsam in seiner geheimsten Werkstatt zu belauschen und den Vorhang von seinem verborgenen Weben und Wirken wegzuziehen meinen; wo die Möglichkeit gegeben scheint, dem wunderbaren Entwicklungsgange, dem Prozeß des Werdens einer Kunstschöpfung, bis in die feinsten Adern zu folgen, und uns seine verborgenen Wunder zu enträthseln. Und wenn auch diese Hoffnung nach vielen Seiten hin unerfüllt bleiben muß, immerhin bleibt es ein hoher Genuß, durch solches Forschen sich die vielfachen Studien und Versuche zum Bewußtseyn zu bringen, welche erforderlich waren, um ein auch in seiner Form vollendetes Kunstwerk, um Schöpfungen entstehen zu lassen, die, wie sie das Gepräge der Vollendung in sich tragen, selbst als ewige Musterbilder für Jahrtausende dastehen.“ Und so werden auch alle Verehrer Goethe's begierig nach diesem Abdrucke der Iphigenie greifen, nicht bloß, weil sie darin einen Gegenstand ihrer verehrenden Pietät sehen, sondern mehr noch, weil sie davon sich hohen Genuß und Förderung für ihre Erkenntniß versprechen. Sie werden, wenn sie beide Bearbeitungen der Iphigenie vergleichen, sich in tausend Beispielen vergegenwärtigen können, wie Goethe mit bewußter Sorgfalt, hier tilgend, dort zusehend, sein Werk von allem Makel befreite, und ihm das Gepräge der Vollendung ausdrückte. „Der eisig rauhe Anhauch, sagt Herr Dr. Stahr so schön, der die, im Treibhause des Nordens geborene Knospe traf, ist hier (in der vollendeten Bearbeitung) unter dem milden Himmel des Südens verschwunden und mit entzückten Blicken sehen wir die goldene Frucht im dunklen Laube glüh'n. Und wenn uns die erste Bearbeitung hier und da noch an

das rauhere Land des Schauplatzes mahnt, wo Nachtfrost die Blüthen falten, und knirrend und ächzend im Windesschauer die Tannen in den winterlichen Himmel ragen, so führt uns das vollendete Werk ein in das schöne warme Land, wo:

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht.“ —

Wir erwähnen noch, daß der dem Büchlein beigegebene Stahlstich von Karl Meyer nach dem schon mehrfach besprochenen Delgemälde von May sehr gelungen ist. Der hohe Genius, der sich in Goethe, dem jungen Frankfurter Patrizier, schon mächtig regte, spricht uns aus diesem Bildniß an und hält unseren Blick darauf gefesselt.

Adolf Bube.

Gedichte von Wilhelm Ribbeck.

Der Verfasser ist ein Mann von klarem gesundem Verstande und von vielseitiger Bildung. Fern von jeder Ueberspannung und süßer Sentimentalität sind auch seine Gedichte. Das Dichten ist auch nicht sein Geschäft, er schreibt nur wenn ihn sein Genius dazu treibt. Voll regen Sinnes für alle wichtigen Ereignisse nahm er an dem Befreiungskriege 1813 den lebhaftesten Antheil und Leier wie Schwert brachten auch ihm Lorbeern. Auch nicht Drang nach eitlen Ruhm, nur der dringende Wunsch vieler seiner Freunde, haben die Herausgabe dieser Gedichtsammlung veranlaßt, schon die ersten im Jahre 1820 herausgegebenen Blüthen seiner dichterischen Phantasie: „Wilde Rosen aus Eugenie's Nachlasse“ bekundeten sein schönes Talent. Die Gedichte sind chronologisch geordnet und schließen einen Zeitraum von fast 30 Jahren in sich. Warmer Sinn für Freundschaft und für reine Liebe spricht sich schon in den ersten aus und namentlich trägt das Gedicht: „Der Liebe Räthsel“, den Stempel höherer Weihe. Den edelsten Patriotismus und Drang nach Thaten athmen „Verbißner Grimm“ von 1812 und „Des schwarzen Jägers Kriegslied“ von 1813. Auch die Romane, Fabeln und Räthsel sind zum Theil neu, zugleich höchst fließend und ansprechend vorgetragen.

Wie nun der Componist das Lied durch Melodie und Begleitung für das Publikum oft noch empfänglicher macht, so hat Ribbeck mit ganz entschiedenem Talente bereits manchem Kunstwerke den schönsten Kranz gewunden. Seine Gedichte „Der Pirat“ und „Die betende Bauerfamilie“ haben das Interesse für die herrlichen Gemälde von Magnus und Becker noch ungemein erhöht

und als seine Romanze Rauch's „Jungfer Lorenz von Tangermünde“ feierte, übersandte ihm Rauch außer schriftlichem Dank ein schönes Exemplar dieser reizenden Gruppe in Gyps.

Dr. C.

Gedichte von C. Dräxler-Manfred. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1838. 8. 398 Seiten.

Ein reicher und weiter Blumengarten entfaltet sich in diesem auch mit äußerer Eleganz gedruckten Bande vor uns, und ladet zum Genuße ein. Von den buntverfchlungensten Beeten duften uns die mannigfachsten Blumen entgegen, jede mit ihrem besondern Arome, manche stolz das Haupt erhebend, die meisten aber zart und bescheiden, aber darum nicht minder reizend. Ohne Bild: die vollständige Sammlung der Dräxler-Manfredschen Gedichte bietet uns eine so große Fülle kleinerer und größerer — doch diese seltner — Gedichte dar, daß es dem Beurtheiler schwer werden muß, im beschränkten Raume genügende Rechenschaft darüber zu geben. Sie sind zwar unter drei Hauptabtheilungen gebracht: Leben, Liebe und Kunst, aber diese sind so weit umfassend, und doch auch wieder so nah verwandt, daß weder jede für sich gehörig bezeichnend, noch eine von der andern streng gesondert ist. Denn ist Liebe nicht Leben, und schöpft nicht die Kunst aus beidem? Doch wozu auch diese Trennungen? Wir können den Leser getrosten Muthes einladen, aus der einen oder andern dieser drei Quellen zu schöpfen, aus jeder wird er Erquickliches, Lebenvolles, Geistigheiteres oder Herzensinniges sich holen. Aber freilich muß er durstend und nicht bereits übersättigt dazu treten, freilich muß er nicht Zug auf Zug bis zur Erschöpfung, sondern in wähligen Zwischenräumen thun, freilich muß er keinen chemischen Apparat mitnehmen, um das was er genießt gelehrt zu zerlegen, sondern hingebend und offenen Herzens wie Auges trinken. Denn recht singt der Dichter in dem Epitoge am Schlusse seiner Sammlung:

Nun wohlthun, Du Liederkraft,
Zieh hinaus in Lust und Wehen
Aus des Herzens stiller Haft.
Laß die Welt Dein Wallen sehen!
Wem ein Herz im Busen schlägt,
Wird Dich gern und ganz verstehen,
Und wo keines sich bewegt,
Magst Du still vorübergehen.

Uebrigens giebt es gewiß wenig Freunde der Dichtkunst, denen nicht schon der Dichter lieb und werth wäre, der hier seine vielfach in Zeitschriften, Taschenbüchern und sonst zerstreuten Gedichte gesammelt, geordnet, und

abermals durchgesehen hat. So lernt man erst recht die Fülle seiner Lieder kennen, und erkennt das zarte Band, das sie doch alle wieder vereint. Denn er singt allerdings „aus des Herzens stiller Haft,“ aus dem Innersten eines bewegten Gemüthes, das seine Empfindungen ausströmen mußte in Lied und Klang. Darum kann man wirklich sagen daß durchaus nichts „Gemachtes“ in diesen Dichtungen ist, und das ist nicht eben ein Lob das man allzuhäufig anwenden kann. So soll denn das liebe Werk uns recht herzlich willkommen seyn!

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1838. Leipzig, Fests. 1839. 8. 168 Seiten.

Bereits zum eilften Male wird ein solches Gemälde aufgestellt, und behält bei seinen wechselnden Gestalten doch die übersichtliche Anordnung und zweckmäßige Färbung bei, die ihm bei seinen frühern Erscheinungen immer zahlreiche Freunde verschafft hat. Sie werden ihm auch diesmal nicht fehlen, und in der That gewährt es selbst für den, der aufmerksam den wechselnden Zuständen des Lebens folgt, ein eigenthümliches Interesse, hier die Ereignisse eines Jahres im Zusammenhange bei den einzelnen Ländern dargestellt, und somit oft schon Ursache und Folgen sich nahe berührend zu sehen. Der Verfasser zeigt dafür ein ganz besonderes und schätzenswerthes Talent.

Jh. Hell.

Der Missionär. Historisch-romantische Skizzen aus Tunis und Malta. Von Karl Jäger, ehemaligem Sekretair und Reisebegleiter der Fürsten Pückler-Muskau. Leipzig, bei Hinrichs. 1839.

Der Verfasser begleitete den Fürsten Pückler längere Zeit auf dessen Reisen durch die Berberei, Malta und Griechenland. Daß der geistvolle „Verstorbene“ ihn zu seinem Begleiter wählte, ist für unsern Autor ein günstiges Zeugniß; es setzt einen jungen Mann von Kenntnissen und persönlichen Annehmlichkeiten voraus, denn schwerlich würde die Wahl des Fürsten auf einen andern gefallen seyn. Auch eine gute Beobachtungsgabe wohnt dem Verfasser bei. Sowohl das Leben und Treiben auf der Nordküste von Afrika, wie auf Malta, in welchen Gegenden Herr Jäger ungefähr ein Jahr mit seinem Beschützer verweilte, und wohin solcher die Scene des vorliegenden Romans verlegt hat, ist auf's lebendigste und anschaulichste geschildert. Dieß ist es denn auch was dem Roman ein besonderes Interesse verleiht, und so zu sagen, die starke Seite desselben ausmacht. Uetcrall

wo die Begebenheiten in das eigentliche Volksleben eingreifen, finden wir uns vollkommen auf das Theater derselben versetzt. Wir sind wie heimisch auf dem klippenreichen Eiland, in den verödeten Ritterpalästen, welche zu Trödelbuden geworden sind, in denen der britische Händler, in mitten einer betrügerischen verschmitzten, abgefäimten Menge haust, und auch in den engen Straßen von Tunis, in den seltsam geschnörkelten Hallen, begegnen uns, gehüllt in den faltenreichen Haik, in den weißen Burnus, bekannte, aber sehr gut portrairte Gestalten. Ueberall wo der Autor Scenen dieser Art zu mahlen hatte, ist er nicht nur ein treuer, sondern auch gewandter und anmuthiger Zeichner. Schildert er aber Charaktere, vorzüglich aus der europäischen Salonswelt, so taucht er den Pinsel ein wenig allzutief in den Farbbentopf; besonders gilt dieß wo er das Missionswesen darstellt. Nach ihm sind die Mehrzahl der auf der Nordküste von Afrika anzutreffenden Missionäre „vagabondirende Studenten, zur protestantischen Kirche übergetretene Juden, verabschiedete Offiziere, entlassene Pandlungsbdiener, abgesetzte Prediger, weggelaufene Schullehrer und Seminaristen.“ — Hätte der Autor statt dem Worte: Mehrzahl, die Bezeichnung: ein großer Theil gebraucht, so würde man ihm eher beipslichten können, denn daß es mit dem Missionswesen zum Theil im Argen liegt, und daß dessen redliche, wenn auch manchmal unkluge Beförderer, von ihm Früchte ernten werden, wie solche die Beförderer des Pietismus bereits geerntet haben, möchte schwerlich ganz abzustreiten seyn; auch hat er vollkommen Recht, daß in neuern Zeiten die Wissenschaft durch die Reisen dieser Leute — vermöge der Auswahl die man getroffen — nicht das Geringste gewonnen hat; aber es heißt doch wohl etwas übertreiben wenn man die Mehrzahl, wie in dem Buche geschieht, als ausgemachte Schelme und Nichtswürdige, welche die Religion zum Deckmantel aller Schandthaten machen, darstellt. — Was der Autor über den bekannten Judenbekehrer Wolf, dessen Reisesfahrten, Predigten &c. mittheilt ist allerdings wahr, aber er war ein Schwärmer — und als solchen muß man ihn beurtheilen; sein Waldmann dagegen ist ein vollkommener Galgencandidat, und ein solcher würde wohl schwerlich eine so fortgesetzte Täuschung unterhalten können. Was über den Unfug, welcher mit der nach Centnern berechneten Bibelvertheilung getrieben wird, in dem Buche zur Sprache kommt ist so merkwürdig als beherzigenswerth.

E. v. Wachsmann.

Die Civilisation der Gegenwart. Eine Ansicht von F. W. D e s w a l d s o h n v. d. S c h l e y. 179 Seiten. Erfurt, Hennings. 1839.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift will nicht zu denen gezählt werden, welche sich gratuliren in dem Jahrhundert der sogenannten Aufklärung geboren zu seyn, denn die Civilisation der Gegenwart besteht in einer falschen Bildung, Egoismus und Genußsucht. Der Gott, welchem die Zeitgenossen dienen ist derjenige, welcher einst dem Heiland zurief: „Dieß Alles will ich Dir geben, wenn Du niederfällst und mich anbetest.“ Der Kultus der materiellen Interessen steigt in reißender Eile, kein tröstendes und erquickendes Band des Lebens, der Ehe, der Häuslichkeit gilt mehr als heilig; an die Zukunft jenseits des Grabes wird nicht gedacht, weil man über die Forderungen des Augenblicks oft nicht einmal an die Zukunft der nächsten Wochen denken kann.

An diese von Pöbel ausgesprochene Rüge des Charakters unserer Zeit, knüpft der Verfasser eigene Betrachtungen über die Gebrechen, welche in der politischen, kirchlichen und socialen Welt den Blicken des unbefangenen Beobachters sich darbieten, und schließt mit folgenden Warnungsworten: „Deffne Deine Augen, deutsches Volk, Du bist wahrlich in Gefahr, daß bei Dir auch alles echte Menschen- und alles frische Geistesleben in Fabrikartikel verwandelt, von Aktienunternehmungen verschlungen oder von Sinnenkugel, von der Lüge und Lüderlichkeit beschmutzt, der Himmelsweg Dir für Eisenbahnen eingetauscht, das Reich Gottes auch bei Dir dem Expropriationsgesetz unterworfen, Kirche und Staat in Locomotive gebannt, auf Dampfkessel gestellt und in eine große Industrieanstalt verkehrt werden, in welcher die Maschine Dein Herr ist und Du nichts als ein handlangender Sclave seyn kannst &c.“

Obgleich viel Wahres in dieser Anklage des Materialismus unserer Zeit enthalten ist, würde bei weniger trüber Brille der Beobachter der Mängel auch das Gute, welches aus der Oberherrschaft der Geldaristokratie entspringt, nicht unbeachtet gelassen haben, denn die Eisenbahn ist das Band der Völker, sie wird Nationalvorurtheile schwinden machen, und schon in diesem Augenblicke bürgt sie für künftiges Gute; denn die Herren der Börse löschen die Funken des Krieges, welchen einige Abenteuerer aus dem Osten im Westen Europa's zur Flamme anzufachen sich bemühen. Also auch die Geldherrschaft hat ihr Gutes, und welches Geschenk ist für die Völker werthvoller als der Friede?